

Reinheim

Das verliebte Mädchen.

Du böser Mann hast mir die Ruhe,
Hast die Gedanken mir geraubt,
Denn wohl bei allem, was ich tue,
Wiegt rügend Mütterchen das Haupt!
Und doch — ich kann mich nicht ermannen!
Es sticht das Mädchen, sticht die Hand.
O Graus — und jüngst war in der Blume
Das Tauschen ganz und gar verbrannt!
Was ich zur Freud' und mir zum Ruhme
So froh sonst tat, jetzt will's nicht gehn!
Auch jährt mir meine alte Wunde,
Die ich beim Rückgang nicht gesehn!
Will ich ins Büchlein mich versenken,
So le' ich — ja, was mag's wohl sein?
Kann nichts mehr tun, nichts sehn, nichts denken
Nichts! Ach so viel! Ich den! ja dein!

Bunte Mappe.

Aufrichtig. Als Napoleon am 16. Dezember 1809 sich von seiner Gemahlin Josephine scheiden ließ und eben aus dem Zimmer trat, wo er von der weinenden Kaiserin Abschied genommen hatte, begegnete ihm der freimütige Canova, jener große italienische Bildhauer, den Napoleon nach Paris berufen hatte. „Die Scheidung ist ausgesprochen, Canova“, sagte er zu dem Künstler, „wünschen Sie mir Glück.“ — „Das ist Ihnen allerdings zu wünschen, Sire“, versetzte jener, „da Sie soeben dem Glück den Rücken kehren.“

Größte Kaltblütigkeit. Herr Hamilton, der Leiter einer in Nordamerika reisenden Menagerie, ward eines Tages von einem Irlander um Arbeit angesprochen und, da man gerade jemand brauchte, wurde der Mann angenommen, mit dem Auftrage, die Löwen- und Tigerkäfige sowohl innerhalb als außerhalb gründlich zu reinigen. Der Ankömmling machte sich sofort an seine Arbeit, während Hamilton seinen Geschäft nachging. Einige Zeit darauf kam dieser zurück und war bestrebt, die neue Arbeitskraft nirgends zu sehen. Schließlich fand er den guten Irlander in einem mit fünf Löwen besetzten Käfig, wo er in aller Gemütsruhe seine Arbeit verrichtete. Er ging auf höchst methodische Weise dabei zu Werke, indem er den Boden mit kräftigen Besenstrichen lehrte, und dabei sich noch den Luxus erlaubte, jedem Löwen, der sich ihm zufällig näherte, mit seinem Besen ziemlich unanständig über die Nase zu fahren. Die Tiere waren augenscheinlich so erstaunt über des Mannes Gleichgültigkeit und Unerbittlichkeit ihnen gegenüber, daß sie in einem Winkel kauerten, bis auch dieser ausgelegt werden sollte. Der Ire sagte sie ohne viel Federlesens mit Hilfe seines Besens weg und die Könige des Tierreichs stiegen sich ruhig geduldsvoll, in ihrem Gefängnis umher. Herr Hamilton war gefast darauf, den Mann nicht mehr lebend den Käfig verlassen zu sehen, da er sicher erwartete, daß die Bestien ihn in dem Moment seines Austritts aus dem Zwinger überfallen würden. Er rief daher schleunigst einige der erfahrenen Arbeiter herbei und forderte den Fremden auf, den Käfig zu verlassen. Der wollte aber zuvor seine Arbeit vollenden und lachte über den Einfall, daß die Tiere ihm etwas zu leide tun würden, sollte aber schließlich der Aufforderung und verließ den Käfig so heil, wie er gekommen war. Es brauchte einige Zeit, bis der Mann der großen Gefahr, der er entgangen war, inne wurde und überredet werden konnte, sich des Rezens zum Reinigen des Inneren der Käfige zu bedienen, mittels deren die Arbeit ohne Betreten des Käfigs in aller Ruhe besorgt werden kann.

Körper- und Gesundheitspflege

Ernährung Lungenleidender. Für Lungenkranke ist eine fetter Küche zu empfehlen; überall, wo es angängig, sollte gute Butter und Rahm reichlich zugeführt werden; auch feiner Speck ist bei vielen Speisen sehr zu empfehlen, freilich nicht in solcher Menge, daß die Schmachthaftigkeit verringert und die Verdauungsorgane belästigt werden. Die Form dieser Zusätze sei eine möglichst unauffällige, vom Kranken nicht so leicht bemerkbare. Es kann nicht genug darauf hingewiesen werden,

daß die Schmachthaftigkeit, die Mundgerechtigkeit bei den oft so widerwilligen Essern die größte Rolle spielen. Ein Löffel ranziger Butter verdirbt ganze Gerichte; denn hierin ist die kranke Bäuerin genau so empfindlich wie die kranke Fürstin. Von Fleischsorten sind am leichtesten verdaulich Kalbsbries und Kalbsbier, ferner Karpfen, Hecht, Schellfisch, Salm. Und dann von leicht zu schwer: Kalbsfleisch, Rindfleisch, Hammelfleisch, Schweinefleisch, Gans. Beim Geflügel ist die Reihenfolge: Hühner, Tauben, Rebhühner, Gänse, Enten. — Klopsen, Feinbacken, Mahlen und Schaben erhöhen die Verdaulichkeit des Fleisches. Bei grünem Gemüse ist die Reihenfolge von leicht zu schwer: Spargel (gekocht), Spargelsalat, Kohlrabi, Möhren, Spinat, Schnittbohnen. Gekochtes Obst wird schneller verdaulich als rohes. Unter den Gebäcken ist die Reihenfolge von leicht zu schwer: Reis, Zwieback, Weißbrot, Schwarzbrot. Schwer verdaulich ist fettes, frisches Backwerk. Fiebern die Kranken, so gibt man ihnen vorzugsweise Milch, Suppen und breiige Speisen; letztere werden meist mit Milch aus Reis, Grieß, Tapioca, Hafergrütze, Haferflocken, Buchweizengrütze unter Zusatz von Butter hergestellt. Außerdem stehen die Puddings und Aufläufe zur Verfügung; von ihnen wird viel zu wenig Gebrauch gemacht. Das gleiche gilt von den Creme-Speisen, den Wein- und Fleischgelees, den leimhaltigen Speisen.

Feuchte Hände. Das Äbel der feuchten Hände tritt namentlich im Sommer auf; es verursacht nicht nur ein unbehagliches Gefühl, es hindert auch, irgendwelche Handarbeiten vorzunehmen, weil diese dadurch leicht anfeuchten. Es empfiehlt sich, morgens und abends einen Kaffeelöffel voll Seifenbutter zwischen den Händen zu verreiben und über Nacht waschleberne, innen mit Talkpulver bestreute Handschuhe zu tragen. Dem während der Arbeit sehr lästigen Schweiß der Hände begegnet man auch durch Einreiben der letzteren mit Speckstein.

Praktische Winke.

Zehn Gebote für Frauen und Mädchen. 1. Wenn du ein Kleidungsstück zur Wäsche gibst, untersuche es genau, ob keine Nadel darin steckt. Es könnte schlimme Folgen für die Wäscherfrau haben. 2. Achte streng darauf, daß keine Nadel oder Stacheln in Gardinen, Bettdecken, Stuhl- und Sofaheiden gesteckt werden, das größte Unheil kann daraus entstehen; ebenso hüte dich, Nadeln in deine Kleiderstücke zu stecken. 3. Gewöhne dich daran, deine ausgekämmten Haare an jedem Morgen sorgfältig zu verbrennen, nicht etwa hinwegzuwerfen. 4. Wenn du dich gewöhnen kannst, deine Wäsche, wenigstens die feine, vor dem Waschen zu flüden, kannst du sie doppelt so lange tragen wie im entgegengesetzten Fall. 5. Jedem Schlüssel, der zu groß ist für deinen Schlüsselbund, weise seinen bestimmten Nagel an und sieh streng darauf, daß er immer an seine Stelle kommt. 6. Wirf niemals spitze Sachen, als: unbrauchbare Nadeln, Stahlfedern oder Glasstückchen, zur Erde oder wohl gar aus dem Fenster. 7. Lege niemals einen Gegenstand „nur vorläufig“ an einen für ihn nicht bestimmten Ort. 8. Verberge niemals ein Buch, das nicht dir gehört, an andere. 9. Stecke niemals Kleider und Unterröcke, an denen ein Haken oder ein Band abgerissen ist, mit Stacheln oder gar mit Haarnadeln zusammen. 10. Wüßte du verschiedene Medikamente in Gläsern aufbewahren, so bezeichne jedes einzelne davon genau, das mit kein Mißgriff geschehen kann.

Leberschwärze. Für alles schwarze Leberwert ist folgende Schmiere zu empfehlen, welche die Schwärze erhöht und ihr mehr Glanz verleiht: Ein Teil Wachs und vier Teile Tran werden miteinander gekocht und ziemlich warm in das Leber eingerieben.

Um vergilbte Wäsche wieder weiß zu machen, weiche man sie in saurer gewordener Buttermilch ein und lasse sie darin liegen, größerer Gewebe länger als feines. Danach wäscht man sie mit Seife in lauwarmem Regenwasser, spült sie in kaltem, klarem Wasser nach und trocknet sie wie gewöhnlich. Hilft dies Verfahren nicht das erste Mal gleich, so wiederholt man es. Bei ganz feiner Wäsche, z. B. Gardinen, Weißstückeri in Lüll usw. darf die Milch nicht sauer sein.

Weiße Holzflächen, die mit der Zeit gelb geworden sind, bleicht man wieder, wenn man diese in lauwarmem Wasser längere Zeit stehen und nachher in der Sonne trocknen läßt. Weniger empfindliche Sachen kann man auch mit Kalisand und Buchsenöl wieder weiß scheuern.

Unterhaltungs-Beilage

zum Allgemeinen Anzeiger und Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 5.

Druck und Verlag: Wilh. Vell jr., Halber i. Westf.

1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(Nachdruck verboten.)

6. Fortsetzung.)

Wieder war alles still. Da meinte aber Grunau: „Was geht das uns an, ob er sein Geld verspielt? Er wird nur darum noch mehr davon brauchen. Er ist ein sehr tüchtiger und scharfer Arbeiter, und wenn er arbeitet, spielt er nicht. Das sind ja schließlich Privatangelegenheiten.“

Es trat wieder Schweigen ein. Man war noch immer im Zweifel.

Da sagte Strecker in ganz entschiedenem Tone: „Meine Herren, ich erkläre Ihnen, daß ich die Sache mache. Sollten Sie nicht mittun wollen, so werde ich mich nach andern Gesellschaftern umsehen.“

Diese Worte wirkten entscheidend. Man begann, die Details des Geschäftes zu besprechen, die Anteile, die jeder zu leisten und zu beanspruchen hatte, man berechnete in allgemeinen Zügen die Kosten des Unternehmens, und als die Herren nach etwa zwei Stunden auseinandergingen, war eine stille, ruhige Gesellschaft gebildet zu einem Geschäftsbetrieb, der der erste in seiner Art sein sollte.

Siebenstes Kapitel.

Erich Hofer stand in seinem freundlich möblierten Zimmer vor einem großen Spiegel, betrachtete seine Person von oben bis unten, ob an seiner Toilette auch alles in Ordnung sei und er das Haus verlassen könne. Diese genaue Revision seines äußeren Menschen war ihm eine langjährige Gewohnheit. Im Geschäft des Juweliers Junghaus mußten die Leute das Bild peinlichster Sauberkeit bieten und stets frisch wie aus einer Schachtel geholt erscheinen. Nichts durfte an ihrer Toilette auszuweisen sein, nichts am Schnitt der Kleidung, die den Stempel der neuesten Mode tragen mußte, nichts an der blinkenden Weiße der Wäsche, und nicht ein Stäubchen durfte auf dem Stoff wahrzunehmen sein.

Hofer hatte bereits den Hut aufgesetzt, und war schon im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als es in der ihm bekannten halb schüchternen, halb ungeschickten Art an seine Tür klopfte und die Zimmervermieterin eintrat.

„Was ist denn, Frau Krawe?“ fragte er verwundert. „Da ist ein Herr draußen, der Sie sprechen will“, sagte Frau Krawe, während sie ihm eine Visitenkarte überreichte.

Hofer warf einen Blick auf die Karte und zuckte erschreckt ein wenig zusammen. Sein Gesicht wurde plötzlich sehr blaß.

„Bitte, führen Sie den Herrn herein“, sagte er, sich fassend. Er zog rasch die Uhr, sah auf's Zifferblatt und schüttelte den Kopf. Es war elf Uhr vormittags.

„Um diese Zeit ist doch der Herr sonst im Bureau“, brummte er. Es war also sicher nichts Angenehmes, was den Geheimen Rechnungsrat Ewald Zimmermann veranlaßt hatte, ihn um diese Zeit aufzusuchen.

Er legte den Hut ab, zog den Paletot aus, hing ihn mit mechanischer Gewohnheitsbewegung an ein Kleidergeköll und wartete auf den Eintritt des Besuchers.

Rund hand dieser in der Tür. Er war ein Mann

von schmächtiger Gestalt in Mittelgröße, mit kurzem, grauem Bart, ungemein dünnem, grauem Haar, das sich in sorgfältig frisierten Strähnen über den Kopf zog. Er trug eine goldene Brille, deren scharfgeschliffene, blinkende Gläser die dunklen Augen bedekten. In Erscheinung und Wesen zeigte er sich ganz als Beamten von altpreussischem Schlag.

Er grüßte sehr ernst, stand einige Momente steif da und entschloß sich nur zögernd zum Gehen, erst nachdem Hofer ihn wiederholt höflich dazu aufgefordert hatte.

„Ich muß Sie in Ihrer Wohnung belästigen, Herr Hofer“, begann er, „da ich keinen andern Weg weiß, wie ich mich mit Ihnen über die Angelegenheit, um deren willen ich komme, verständigen soll. Also entschuldigen Sie mein Erscheinen.“

„Bitte, Herr Geheimrat“, sagte Hofer. Der Geheimrat räusperte sich. Es war ihm offenbar nicht leicht, mit seiner Angelegenheit hervorzukommen.

„Vielleicht haben Sie den Zed mein Besuchs schon erraten“, fing er wieder in etwas pedantischer Art an. „Meine Tochter, die Elise, wird Ihnen doch wohl eine Andeutung gemacht haben. Ja? Sie müssen bedenken — meine Stellung den Herren Vorgesetzten gegenüber sowohl wie auch meinen Unterbeamten... Ein Geheimrat Rechnungsrat im Ministerium hat Pflichten, Herr Hofer, schwere Pflichten, die auch tief in das Leben der Familie hineingreifen... Na, Sie waren mir ja ein ganz willkommener Schwiegerjohn gewesen. Die Auskünfte über Sie waren sehr gut. Sie sind ein anständiger Mensch in geordneten Verhältnissen mit guten Aussichten... meine Tochter besitzt noch dazu ihr Vermögen, das sie von einer Tante geerbt hat. Alles sehr schön.“

Hofer verbeugte sich leicht für die freundlichen Worte und wartete auf das Kommende, das er schon halb erriet.

„Aber nun dieser schreckliche Fall“, fuhr der Geheimrat fort. Wir wissen ja alle, daß auch nicht der kleinste Makel an Ihrer Person in dieser Sache haftet. Aber es ist alles so ungeklärt... Und meine Stellung, Herr Hofer, mein Titel, meine Pflichten, meine Autorität den mir untergebenen Beamten gegenüber! Kurz, Herr Hofer eine Verbindung ist leider unmöglich, ganz unmöglich.“

„Gestatten Sie, Herr Geheimrat“, wandte Hofer bescheiden ein. „Zunächst ist die Sache, wie Sie selbst sagen, völlig ungeklärt, und jede Stunde kann die Nachricht bringen, daß der Dieb gefunden sei. Dann aber können Sie doch unmöglich für den Willen Ihrer Tochter verantwortlich gemacht werden. Ein erwachsenes Mädchen hat eben seinen eigenen Willen. Und wenn Elise so viel Mut und Güte hat, bei mir auszuharren, so können Sie es ihr doch nicht verwehren.“

„Doch, doch, Herr Hofer“, sagte der Geheimrat ruhig. „Sie ist noch nicht majorenn; es fehlen noch einige Monate, und noch bestige ich die volle väterliche Gewalt über sie. Und was Sie von der Verantwortlichkeit sagen, stimmt eben nicht. Wir Beamten werden dennoch

anständig gemacht für dieselben, die unsere Familienangehörigen sind oder werden. Und wenn man es auch mißunter nicht so deutlich sagt, so gibt es doch für uns auch ungeschriebene Gesetze."

"Sie wissen, Herr Geheimrat," bemerkte Hofer, "daß sich die Liebe über Vorurteile und Meinungen hinwegsetzt."

"Leider ja," sagte der Geheimrat, "und nicht zu ihrem Vorteil. Darum bin ich eben hier bei Ihnen. Ich fürchte, daß ich meiner Tochter nicht ganz sicher bin, und ich will Sie bitten, mir zu helfen."

"Ich?" fragte Hofer verwundert.

"Ja," sagte der Geheimrat unbeirrt. "Ich, das heißt, ich persönlich bin überzeugt, daß Sie ein durchaus ehrenhafter und auch ein verständiger Mensch sind. Und so wende ich mich an Ihre Ehre und Ihren Verstand mit der Bitte, meine Tochter Elise freizugeben."

"Erlauben Sie, Herr Geheimrat," rief Hofer, sich von seinem Sitz erhebend.

Der Geheimrat stand gleichfalls auf.

"Sie können nicht die Schuld auf sich laden," sagte er mit Nachdruck, "daß ich durch den Unfall, der Ihnen passiert ist, aus dem Dienst trete und mich pensionieren lasse. Wenn Sie mich dazu zwingen, so wird in einer Verbindung zwischen Ihnen und meiner Tochter kein Segen sein. Sie werden immer unter der Last des Vorwurfs stehen, mir das Schlimmste angetan zu haben, was man einem Menschen tun kann. Mich um meine Stellung, um mein Lebenselement gebracht zu haben. Das können Sie nicht von mir verlangen."

"Sie aber, Herr Geheimrat, rief Hofer heftig, "können es über sich bringen, zwei Leuten, die noch jung sind und das Leben vor sich haben, das ganze Glück der Zukunft und des Lebens zu rauben."

"Einbildungen, Herr Hofer, nichts als Einbildungen," meinte der Geheimrat achselzuckend. "Was ihr Liebe nennt, ist nur eine Krankheit des Hirns und der Nerven, ein leerer Wahn. Dasselbe Glück kann meine Tochter auch bei einem andern Mann, und Sie bei einem andern Mädchen finden. Es muß nicht lust dieses eine sein; in der Welt gibt es Menschen genug, und wenn eine gewisse Zeit vergangen ist, ist alles vergessen. Und dieses Glück, das Sie nicht entbehren zu können meint, will ich meiner Tochter bieten."

"Ach so," bemerkte Hofer, allmählich verstehend.

"Ja," meinte der Geheimrat kühl, "ich muß der Sache ein Ende machen. Einer meiner Beamten, ein Herr in den besten Jahren, vermögend, mit guten Beziehungen nach oben und sicherer Aussicht auf rasches Advancement, bewirbt sich um Elise. Es ist die beste Partie für sie, sie bleibt dann in den Kreisen, in denen sie aufgewachsen ist. Für ihre Zukunft das einzige und das wahre Glück. Wenn Sie sie wirklich lieben, wie Sie beide behaupten, seien Sie ihr nicht hinderlich. Sagen Sie ihr, daß Sie sie freigeben."

"Das kann ich nicht," sagte Hofer fest.

"Ein tüchtiger ehrlicher Mensch kann in dieser Beziehung alles," wandte der Geheimrat ein. "Warum wollen Sie mich zu Gewaltmaßregeln zwingen, wenn man die Dinge in Güte schlichten kann? Ich für meine Person werde niemals, hören Sie, Herr Hofer, niemals meine Einwilligung zu einer Heirat meiner Tochter mit Ihnen geben."

"Ich bedaure sehr, Herr Geheimrat," sagte Hofer in unerschütterlicher Festigkeit, "daß ich auf Ihren Wunsch nicht eingehen kann, niemals eingehen werde. Ich liebe Elise wahr und innig. Sie ist mein einziger Gedanke, mein Trost — das einzige, was ich noch zu haben glaube. Ginge ich auf Ihren Willen ein, so würde ich mich damit selbst aufgeben, ich würde alle meine Hoffnungen begraben. Nein, noch hoffe ich, daß ich bald dastehen werde wie früher, ich hoffe sogar auf eine bessere, freundlichere Zukunft. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, nichts, gar nichts. Ich sehe nicht ein, warum ich mir diesen Schimpf antun lassen sollte."

"Es ist kein Schimpf —"

"Doch, sogar ein schwerer. Eine tiefe Kränkung, eine harte Beleidigung. Nein, komme es, wie es wolle. Von meiner Seite wird Ihr Wunsch nie erfüllt werden."

"Nie..." wiederholte der Geheimrat, und das war sein letztes Wort?"

"Mein letztes."

"Schön," sagte der Geheimrat trocken, "so muß ich ohne Ihre Zustimmung handeln. Und noch habe ich den Willen und die Autorität. Ich habe mein Kind gelehrt zu wissen, was Pflicht und Schuldigkeit ist."

Und mit einem leichten Neigen des Kopfes schritt er ohne Abschiedswort zur Tür und verließ in steifer Haltung mit aufgerichtetem Haupt das Zimmer.

Als sich die Tür hinter ihm schloß, blieb Hofer noch eine Weile wie erstarrt stehen. Dann sank er auf den Stuhl und stützte den Kopf schwer auf die Hand.

"Also auch das noch," murmelte er traurig.

Doch mit einem Ruck erhob er sich wieder. Nein, er wollte kämpfen, sich wehren. Das ging nicht an, die Hände in den Schoß zu legen und alles über sich ergehen zu lassen. Wenn nur Elise mit ihm sein würde, wie sie es doch gesagt hatte.

Noch an demselben Tage sollte er die Meinung Elises erfahren.

Am Nachmittag brachte die Post ein Briefchen, das er, nachdem er die Aufschrift gesehen hatte, mit klopfendem Herzen und zitternden Fingern öffnete. Elise schrieb:

Geliebter Erich!

Ich weiß, daß mein Vater heute bei Dir war. Ich brauche wohl hier nicht auf Euer Gespräch einzugehen. Es kommt eine trübe Zeit für mich und auch für Dich. Ich will Dir nicht verhehlen, daß heute Abend bei uns der Herr erwartet wird, der behauptet, daß er mich seit Jahren verehrt und liebt. Ich kenne ihn. Er ist ein sogenannter schöner Mann, der eine sehr gute Meinung von sich selbst hat und überzeugt ist, daß er nur den Arm auszustrecken braucht, damit jede junge Dame nur so hineinsinkt. Mich hat dieser Arm nie gelockt, auch nicht, als ich Dich, mein liebster Erich, noch nicht gekannt habe. Aber trotzdem sieht es recht schlimm. Ich kann Papa, den ich doch sehr lieb habe, nicht zu stark gegen mich ausbringen, und Mama sagt immer nur das, was er sagt.

Liebster Erich, die Dinge können ein trübes Aussehen bekommen. Aber bitte, laß Dich nicht schrecken und verurteile mich nicht in Deinem Herzen. Was auch kommen möge, habe Geduld, bewahre Deine Ruhe und laße Dich durch nichts täuschen. Denn wenn wir uns auch nicht sehen sollten — wenigstens eine Zeitlang nicht — ich bleibe bei Dir, ich bleibe standhaft, denn ich habe Dich lieb. Und vielleicht kommt der Tag, an dem ich vor Dir erscheinen und Dir sagen werde: Hier bin ich, da ist mein Herz, meine Hand, Dir allein gehört meine Kraft. Deine Zukunft und Dein Wohl sind meine Zukunft und mein Leben.

Leb wohl, behalte mich lieb und vertraue mir.

Deine Elise."

Achtes Kapitel.

Im Café Nordstern saß der unscheinbare Herr mit dem gleichgültigen Gesicht ganz hinten in einem Winkel an einem kleinen Tischchen und löffelte gerührt in seinem Kaffee.

Kriminalkommissar von Reinbach war zeitig gekommen; als kaum noch ein Duzend Gäste anwesend waren hatte er einen Platz in einer Nische eingenommen und war sitzengelassen, anscheinend, ohne sich um irgend jemand zu kümmern.

Doch kurz nachdem Herr von Reinbach Platz genommen hatte, trat ein Herr ein mit einem völlig rasierten Gesicht, einem neuen modernen Hut auf dem Kopfe und einem Stöckchen in der Hand, mit dem er recht ungeniert und unmanierlich herumfuchtelte. Er durchschritt das ganze Lokal, blickte um sich wie ein Mann, der von seiner äußeren Erscheinung und seiner Bedeutung die beste Meinung hat, schaute nach rechts und nach links, bemerkte auch den unscheinbaren Herrn, der nicht aufblickte, und setzte sich schließlich ungefähr in die Mitte des Lokals, wo sich bei vollem Betrieb die Gäste am stärksten zusammenhängen.

Man nahm keine Notiz von ihm — ein Schauspieler mehr, darum kümmerte man sich hier sehr wenig. Er ließ sich, wie alle andern Gäste, eine Schale Melange kommen, ergriff eine Zeitung, die zufällig in seiner Nähe lag und vertiefte sich in das Lesen.

(Fortsetzung folgt.)

Dide Luft.

Humoristische Plauderei von Martha Grieb.

(Nachdruck verboten.)

"Dide Luft" nennt man im Bureauleben den bedrückenden, atembeklemmenden Zustand, wenn der Herr Chef in ungünstiger Laune ist und das Personal dauernd zwischen Furcht und Hoffnung schwebt, d. h. in Hoffnung eigentlich weniger, sondern in ständiger Furcht vor Anschauern!

Der Herr Direktor kommt äußerst verstimmt morgens ins Kontor. "Wahrscheinlich hat seine Olle ihn geärgert", meint der Bureaudiener.

Raum hat der Herr Direktor seinen Mantel abgelegt, da setzt er auch schon den Glodenzug in Bewegung und läutet Sturm.

Der Krüger — so heißt der Bureaudiener — läuft eiligst hinein und fragt: "Wünschen der Herr Doktor etwas?"

"Die Post!" tönt es barsch aus dem Munde des Chefs, und schon fliegt der Krüger, das Gewünschte zu holen.

Während er sich in der Expedition die Post geben läßt, verkündet er: "Puuuh! Dide Luft!"

Jetzt klingelt es in der Kellame-Abteilung. Der Abteilungschef erhebt sich von seinem Platz und überlegt, ob er noch etwas mit zur Rücksprache hineinnehmen kann. Brrr — da schellt es schon zum zweitenmal. Und mit großen Schritten eilt er jetzt nach dem Privatkontor.

"Wo bleiben Sie denn nur so lange? Können Sie sich nicht ein bißchen beeilen?" fährt ihn der Doktor an. Dann nimmt er einen Brief zur Hand. "Hier ist schon wieder eine Reklamation! Warum werden die Aufträge nicht pünktlicher erledigt?"

Der Herr Doktor vergehen gütigst, die Sachen konnten nicht eher geliefert werden, weil...

"Schon gut, schon gut!" unterbricht ihn der Doktor und befiehlt in barschem Ton: "Der Krüger soll kommen!"

"Krüger! Krüger! Der Herr Doktor wünscht Sie! Machen Sie nur schnell, er hat furchtbare Laune!"

"Weß id, weß id", berlinerte Krüger und geht — den Kopf stolz in den Nacken geworfen — bis... vor die Tür des Privatkontors. Drinnen sieht er aber nicht mehr hoch in die Luft, sondern studiert angelegentlich das Teppichmuster.

"Was ist das hier wieder für eine Unordnung! Sie haben unbedingt darauf zu achten, daß die Schenkerfrauen morgens nicht alles durcheinanderstellen!"

"Ja wohl, Herr Doktor!"

"Na also! — Herr Peters soll kommen!"

Krüger läuft, Herrn Peters zu holen. "Herr Peters, Sie sollen zum Doktor kommen. Man schnell, er hat schlechte Laune!"

"Achjemine, achjemine", sagt ängstlich der Herr Peters. Er springt auf, zupft eiligst seinen Schlips zurecht und mustert noch einmal im Vorübergehen seinen Anzug, ob er auch ordentlich aussieht.

Als er nach einer Weile wieder heraustritt, seufzt er so kleinerweidend, daß selbst der Krüger, der solchen Nummer ja eigentlich gewöhnt ist, sich erschrocken umsieht.

"Achjemine", klagt Herr Peters, "hat der 'ne Laune! Achjemine!"

"Na freuen Sie sich, daß Sie Ihre Garbinenpredigt hinter sich haben", tröstet der Krüger. "Sie haben es immer noch besser als wie ich armer Bligableiter und Fräulein Glöckner. — Abrißens, wer soll denn jetzt dran glauben, wen sollen Sie hineinschicken?"

Drei Mädels sitzen vor ihren Maschinen und tippen emsig drauf los. Rrrrr! Jetzt schellt's. Ungehalten springt die kleine Blonde auf mit den Worten: "Nanu, ist der schon da?"

"Du", flüstert die Kollegin, "er hat heute furchtbare Laune!" und dabei sieht sie die Privatsekretärin ängstlich und erschrocken an.

Geschwind nimmt Fräulein Glöckner die Schürze ab um dann, mit Bleistift und Stenogrammblock bewaffnet, zum Chef zu eilen.

Mit Bligeschnelle hat sie sich an ihren Platz versetzt und harri der Dinge, die da kommen sollen.

Und jetzt geht's los. In rasendem Tempo diktiert der Doktor einen Brief nach dem anderen. Der armen Privatsekretärin läuft es heiß und kalt über den Rücken.

Da — Gott sei dank! — das Telephon klingelt. Ärgerlich wird der Hörer abgenommen: "Hier Doktor Soundso, wer da?" — "Nah, guten Morgen, Herr Kommerzienrat! Aber

selbstverständlich! Ja natürlich! — — Schön! — — Guten Morgen, Herr Kommerzienrat!"

Ängstlich blickt Fräulein Glöckner zu ihm hin. Ob er wohl fertig ist mit dem Diktieren? — — Aber natürlich, schon gibt er es ihr zu verstehen: "Fräulein, sehen Sie denn nicht, daß ich fertig bin?" Blutübergossen springt sie auf.

Raum hat sie aber an ihrer Maschine Platz genommen, da schellt's schon wieder.

Wütend mit dem Fuße aufstampfend, läuft sie hinaus... schaut dann aber verbucht auf den Platz des Doktors... denn der da sitzt und sie vergnügt anlacht, das ist ja gar nicht der Doktor, sondern... der Krüger!

"Ja, ja, Fräulein Glöckner, da hab ich Sie mal sein reingelegt, geht? Ich wollte Ihnen nur die freudige Mitteilung machen, daß der Herr Doktor geruht hat, sich zum Herrn Kommerzienrat zu begeben und vor einigen Stunden nicht wieder auf der Bildfläche erscheinen wird."

"Herrlich! Himmlisch!" jubelt vergnügt die kleine Privatsekretärin und dreht sich übermütig im Kreise herum.

Sonnenwendfeier.

Erzählung von Paula Wassermann.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Die Ploni ging in die Tenne, um die verfluchten Hühnerneßter abzusuchen und die Eier ins Haus zu tragen. Sie mußte bis zum Giebel steigen, weil meistens dort die Eier zu finden waren. Da spürte sie auf einmal Rauch und hörte ein Knistern in der Nähe. "Der Balthauser hat das Sonnenwendfeuer schon angezündet", dachte sie sich und froh noch in die hintere Tenne hinüber, um das Nest der Perlhenne abzusuchen. Da züngelten auf einmal helle Flammen vor ihr auf, und erschrocken wollte sie zurück. Da gab das ausgeschüttete Stroh nach, und sie fiel schwer auf dem Tennboden auf.

"Gott sei Dank, daß ich grad das Feuer gesehen hab und hergerannt bin — bin grad zurecht gekommen", sagte der Balthauser voll Angst und Sorge.

Er hob das Dirndl auf und trug es in den Garten, wo es in Sicherheit war.

"Gelt, Dirndl, da bleibst du ruhig, bis ich wieder komm. Ich muß schauen, daß ich Ordnung schaffe." Die Tenne und der Stall standen in hellen Flammen. Als nun Balthauser am Hause beim Kellerfenster vorüber kam, sah er, wie die Zerstörung dort stand und Stroh in den Keller warf. Da riß er das Dirndl herum. "Alsdann eine Brandschifferin bist du auch noch, du schwarze Hex, geh, sie finden dich schon noch." Er stieß das Dirndl von sich und eilte davon, um die Leute der Nachbarschaft zum Löschen herbeizurufen.

Im Dorfe gab es ein schönes Schauspiel, rings auf den Bergen brannten die Sonnenwendfeuer, das war ein Leuchten und Glühen, und im Teiche schwammen wohl hundert kleine Lichter, die in ausgehöhlten Rüben brannten.

"Da schaut her", sagte der Dorfschulze, "das Sonnenwendfeuer auf dem Wolfensteinerhose ist doch das schönste. Die müssen ja den halben Wald ausgewurzelt haben, so groß ist es." "Und so heiß", sagten die andern dazwischen.

"Wird halt das Hochzeitsfeuer auch vereint sein damit", sagte ein anderer.

"Wir könnten ja schauen gehen", sagten einige. "Gerunter kommen wir noch alleweil früh genug." Und als die Dorfleute zur Höhe kamen, war Stall und Scheune fast niedergebrannt. Das Vieh lief im Freien herum. Alle halfen Wasser tragen und löschten bis in den grauen Morgen hinein.

Das Haus war unverfehrt geblieben, weil der Balthauser rechtzeitig gekommen ist und die Zerstörung erstopft hat.

Er hat die Ploni fürorglich in das Haus getragen. "Armes Dirndl, bald wärst um bei Heimat gekommen, und weh getan hast dir auch noch", sagte er und schaute das Dirndl liebevoll an.

"Balthauser, was tust du ohne deiner, gelt, du bleibst Bauer auf dem Wolfensteinerhose?" sagte die Ploni bittend. Der Balthauser, er zog die Ploni an sich, daß ihr Hören und Sehen verging und küßte sie ein duzendmal.

Nach und nach verglommen die Lichter auf den Bergen, Zuchschreie tönten aus dem Tal herauf. Balthauser und Ploni saßen vor dem Fenster und schauten hinaus in das verglühende Sonnenwendfeuer, das zu ihrem Glück und zu neuem Leben geleuchtet hat.